

OTTO HERDING

Zum Verständnis hochmittelalterlicher
Geschichtsschreibung

OTTO HERDING

Zum Verständnis hochmittelalterlicher Geschichtsschreibung

Verstehen und Auslegen! Es gibt zwei Wege, die unter diesen allgemeinen Aspekten an die Geschichte heranführen: die Abstraktion und das konkrete Modell. Wer den ersten geht, wird fragen müssen nach der Objektivität in der Geschichtswissenschaft und ihren Vorbedingungen; er wird darlegen, inwiefern ein bestimmter Standort Voraussetzung auch jeder „Objektivität“ der Erkenntnis ist, da es ohne ihn keine Perspektive und infolgedessen weder Objektivität noch Subjektivität geben kann, und er wird dem Bündel von Problemen nachgehen, das sich aus dieser grundsätzlichen Feststellung ergibt oder in ihrer Nachbarschaft sichtbar wird.

Wer ein bestimmtes Modell wählt, demonstriert dagegen implizite Methoden historischen Verstehens und Auslegens. Er hat die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Beispiels vor der Abstraktion gewiß voraus. Aber er nimmt auch die Nachteile des Verfahrens in Kauf: hat doch dieses Beispiel, mag man es noch so sehr in Zusammenhänge einordnen, immer etwas an sich von der nicht weiter auflösbaren Sprödigkeit des einzelnen Dinges. Für den, der nicht im Fach zuhause ist, mag darin etwas Ärgerliches liegen, ob's nun eine chemische Formel ist oder, wie in unserem Falle, ein Name oder ein Datum, ohne das sich der Historiker, will er konkret werden, nun einmal nicht aus-

Mit Ausnahme einiger weniger Verdeutlichungen, die die Diskussion ratsam erscheinen ließ, wird der Vortrag wörtlich wiedergegeben. — Es soll darin vor allem *Nicht*historikern ein zunächst ferner liegender Gegenstand, der andere Denkkategorien erfordert, lebendig gemacht werden. Unter diesem Gesichtspunkt sind die Beispiele ausgewählt, an deren Stelle natürlich auch andere hätten treten können; es kam mir aber darauf an, wie mittelalterliche Chronisten gedacht haben, nicht etwa Geschichtsphilosophen oder -theologen. Männer wie Joachim von Fiore oder Dante sind daher aus gutem Grund nicht befragt worden. Über die pädagogische Wirksamkeit des einen oder anderen Verfahrens wird man verschieden urteilen können. Wenn mitunter auch hier eine deutliche Stellungnahme zu Forschungsproblemen zum Vorschein kommt, so ist das eine wohl nicht vermeidbare Zugabe, aber nicht die Hauptsache. Ich verzichte daher auch auf Anmerkungen, abgesehen von den Daten der genannten Autoren oder Werke.

drücken kann, für das sich aber der Nichtfachmann kaum sonderlich interessiert.

Aber entscheiden muß man sich — denn das Ideal: beide Wege nacheinander zu gehen, ist einem kurzen Vortrag versagt.

Ich habe, wie Sie dem angekündigten Titel entnommen haben, die zweite Methode gewählt. Freilich: mein Modell heißt nicht ohne besondere Absicht hochmittelalterliche Geschichtsschreibung. Denn indem wir unter modernen Gesichtspunkten uns darum kümmern, wie Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts historisches Geschehen aufgefaßt und dargestellt haben, halten wir uns im Konfrontieren wissenschaftlicher und — von unserem Standpunkt aus — vorwissenschaftlicher Methoden doch möglichst in der Nähe prinzipieller Fragen.

I.

Warum und wozu schreibt der mittelalterliche Mensch Geschichte? Ja, warum schreibt er überhaupt? Darf er das eigentlich? Das ist gar nicht selbstverständlich: „Nicht im schönen Stil, sondern im Glauben ruht das Reich Gottes; beruht nicht auf den Rednern, sondern den Fischern; nicht im Schreiben oder Kämpfen oder Philosophieren, sondern im heiligmäßigen Leben besteht es.“ Ein Heiligenleben darf man allenfalls zum Gegenstand nehmen, wenn man Geschichte schreibt, da es die Verneinung der Geschichte enthält — sonst aber nichts. Und auch dies nur anonym: die heilige Sache verträgt nicht den Namen eines womöglich nach Ruhm schielenden Autors. So las man's in einem jahrhundertlang berühmten Buche, der *Vita des Heiligen Martinus*¹ aus der Wende des 4. Jahrhunderts. Vom christlich-asketischen Standpunkt ein durchaus logisches Verdikt gegen Geschichte und Geschichtsschreibung. Aber — widersprach ihm nicht eine mächtige Autorität, nämlich die Bibel selber? Enthielt sie, zumal im Alten Testament, nicht bunte Geschichte genug? Nun stand aber nirgends in der Bibel nur theoretische Weisheit, sondern hinter allem überall ein Ansporn zum Handeln, ein Gebot der *Imitatio*. Und so „praefiguriert“, dies wäre der mittelalterliche Ausdruck, das Alte Testament besonders das Geschichte-Schreiben, um es uns zu lehren, damit wir's für unsere eigene Zeit nachtun und nicht vor Gott in fauler Untätigkeit versagen. So etwa drückt es im 11. Jahrhundert ein Geistlicher aus, der sich als einer der ersten, in Deutschland wenigstens, Gedanken machte über die Aufgaben des Historikers, Wipo, Kaplan und Biograph Kaiser Konrads II.² Im Sinn der *Vita Martini* hätte man ihm freilich entgegen

¹ Die *Vita des Hl. Martin* hat C. Halm im *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum*, Bd. 1, 1866 herausgegeben. Deutsch: P. Bihlmeyer, *Bibliothek der Kirchenväter* 20, 1914.

² Wipo, von dessen Abstammung wir höchstens vermuten können, daß seine Heimat im burgundisch-schwäbischen Grenzgebiet lag, ist vor 1000 geboren und um

können: die Schrift enthält nicht gewöhnliche Geschichte, *nuda historia*, wie Hieronymus sagen würde, sondern Heilsgeschichte mit mehrfachem Sinn, bedeutungsschweres, nicht vordergründig erfaßbares Geschehen. Aber davon bei Wipo kaum ein Schimmer: die Heldentaten des Volkes Israel, die Tapferkeit der Makkabäer, die Siege des David, die Weisheit des Salomon . . . Er hatte um so weniger Anlaß, die biblische Geschichte so weit von der „anderen“ zu rücken, als er gleich nachher ohne eine Grenze zu bezeichnen von den veteres philosophi redet; ja seine einleitenden Gedanken sind ganz getragen von einer Autorität, die zu seiner Zeit modern wurde, von Sallust. Wie der um die Ranggleichheit des Schriftstellers und des Tatmenschen gekämpft hatte, warb der Kaplan am deutschen Kaiserhof in sallustischen Wendungen für die Geschichte der christlichen Reiche, um sich schließlich konkurrierend gegen seine antiken Anreger zu wenden: wenn es schon die Geschichte heidnischer Tyrannen gab, wo bleiben die christlichen Kaiser, nostri Caroli, Ottones, Henrici? Dieses zweite Motiv konnte ohne Schwierigkeit neben dem ersten stehen. Konnte — aber mußte nicht! Die Bibel dagegen war, wo man sich theoretisch auf die Geschichte besann, unumgänglich. Ganz ausschließlich von ihr hat daher einer der größten Chronisten des folgenden, 12. Jahrhunderts seinen Auftrag entgegengenommen, obwohl er in der Antike sicher noch mehr bewandert war, als es Wipo überhaupt sein konnte, der Engländer Johannes von Salisbury³. Freilich hat ihm sein Gelehrteninstinkt auch verboten, so zu tun, als wäre er der erste seines Handwerks: er folgt vielmehr dem „pater litteratorum“ Hieronymus. War für den nicht, ohne daß er darum Heilsgeschichte und profane vermengte, die Bibel derart von Historie durchtränkt, daß derjenige — so für den Fall des Alten Testaments bes. den Liber paralipomenon (*Chronica*) — sich selbst zum Gespött mache, der das Ganze zu verstehen glaube ohne seine geschichtlichen Bücher? So ist's kein Wunder, daß sich Johannes von Salisbury selber am Ende einer Kette von Schriftstellern sieht, die dem Vorbild der Bibel getreu Geschichte schreiben über den Meister Hieronymus (der den Zusammenhang hier und auch anderswo am deutlichsten geknüpft hat) hinaus bis in die eigene Zeit. Geschichte durfte nicht nur, sie mußte geschrieben werden. Freilich: zu seinem eignen Vorhaben kommt auch Johannes nicht, indem er sich einfach

die Mitte des 11. Jhdts gestorben. Am bequemsten zugänglich in: *Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters*, Frhr. vom Stein — Gedächtnisausgabe XI, 1961, S. 507—610 (lateinisch und deutsch, mit Einleitung).

³ Johannes von Salisbury, zwischen 1110 und 1120 in Salisbury geboren, auf jeden Fall nicht aus hohem Adel — für das historische Urteil eines Chronisten ist die soziale Herkunft natürlich von Bedeutung — studierte in Paris, gehört geistig in die Anfangszeit der Scholastik, die freilich nicht in seiner historiographischen Tätigkeit einen unmittelbaren Niederschlag findet; er ist aber auch Verfasser eines Fürstenspiegels „*Policraticus*“, mit dem diese moralphilosophisch-zeitkritische Literaturgattung einen neuen Aufschwung erlebt.

eingliedert, sondern indem er seinen Vorgänger genau fixiert, nicht bloß, um zu wissen, wo er fortzufahren hat, auch um zu ergänzen und zu korrigieren — in seinem Fall eine allzu deutsch-freundliche, die Sache der römischen Kirche nach seiner Meinung verdunkelnde Haltung. So erwuchs aus dem weit hergeholtten Bewußtsein des historischen Auftrags und aus einer ganz konkreten Situation der eigene Ansatz. Von ihm später noch.

Zunächst etwas anderes. Hieronymus, *pater litteratorum*: der Historiker Johannes von Salisbury hätte das Thema noch in anderer Richtung erweitern können: abgesehen von den Tatsachenmassen, die man seinen Bibelkommentaren und andren historischen Leistungen entnehmen konnte und anderswo kaum fand, hat Hieronymus dem Mittelalter nicht bloß das — theologische — Motiv zur Geschichtschreibung besonders ausdrucksvoll formuliert, sondern ihm auch ein großes Schema hinterlassen, um die Weltgeschichte zu gliedern und gleichsam einzufangen. Denn sie ist — diesen Kontrast zur modernen Konzeption einer unendlich fortgehenden Geschichte hat übrigens kürzlich Herbert Grundmann zum Angelpunkt seiner Betrachtung mittelalterlicher Geschichtskonzeption gemacht — durchaus in feste, bis zum Ende ermeßbare Epochen gegliedert. Man merkte freilich der unantastbaren Gültigkeit, die dieses Vermächtnis des Hieronymus weithin im lateinischen Abendland gewann, nichts mehr an von der Kampfsituation, in der er damals seine Auffassung hatte durchsetzen müssen, und nichts mehr war hinter ihm spürbar, außer was er selber verriet, von den hochinteressanten Vorgängern, die er hatte: es handelt sich um die Auslegung einer Stelle vor allem — im Buch Daniel, II, 31 ff., worin der babylonische König ein Traumbild sieht, eine Statue mit goldenem Haupt, mit silbernen Schultern, ehernen Lenden, mit Füßen aus Eisen und Ton; die aber werden zerschlagen von einem Stein, der nachher als ein großer Berg die ganze Welt ausfüllt. Worauf kommt es an? Auf die Vielheit der Elemente oder die Einheit der Statue? Auf die Vielheit natürlich. Wozu sonst die Mühe im Unterscheiden der Metalle vom Gold bis herunter zum Eisen? Ganz abgesehen davon, daß nachher, bloß ein paar Kapitel weiter im Buch Daniel, dasselbe Motiv wieder aufgenommen wird in der Gestalt verschiedener Tiere. Was hatte der König erfahren wollen? *Quid esset futurum* — die künftige Zeit. Und die zerfällt in verschiedene Epochen. Einheitlich ist im Gegensatz dazu nur die Ewigkeit des alles erfüllenden Steines. Auf diesen Kontrast kommt es an. Die Aufeinanderfolge der Metalle aber in einer absteigenden Wertskala gleichzusetzen mit den jeweils dominierenden großen Reichen, die den Epochen ihren hauptsächlichlichen Inhalt geben, hat der Verfasser des Buches Daniel selber schon angefangen — der König von Babylon ist das goldene Haupt! Und dann kommen mindere Reiche. Das Motiv an sich, lassen wir einmal die politische Allegorie beiseite, ist sehr alt; die klassischen Philologen werden an Hesiod erinnern; der Ursprung ist vielleicht persisch. Uns kommt es an: einmal auf die lineare Abfolge der Geschichte, kein Zyklus, und auf die offenbare Dekadenz, die übrigens Hieronymus zwar nicht aufhebt, aber gleichsam aufhält: auf das gold-

ne babylonische folgte das silberne persisch-medische, zum Abschluß das eisern-tönerne römische Reich, das barbarische Hilfstruppen braucht, was Hieronymus in mitfühlender Besorgnis sieht, und infolgedessen nicht mehr aus einem Guß ist. Vor ihm aber das Erz des griechischen Reiches, das tönende Erz, Sinnbild der Beredsamkeit, das alle anderen Metalle hierin übertrifft. Dadurch kommt ein unpolitisch-humanistisches Motiv herein. Folgt auch die Bewegung der Geschichte aus diesem Wechsel der Metalle? Gewiß. Und ihre Ursache? Hieronymus hat die Frage nach ihr immerhin nicht vergessen. Freilich: sie ist göttliches Geheimnis und nur die moralische Kategorie der Bestrafung von Unrecht durch Wegnahme der Herrschaft bietet sich als Erklärung an und dominiert dann im Mittelalter in allen möglichen Varianten der „Translatio imperii“. Den Terminus „geometrisch“ hat man für diese gleichsam auf einer Ebene sich abspielende Geschichte m. E. recht zutreffend angewandt.

Das Schema des Hieronymus ist nicht das einzige; man könnte seinen Typus, mit einem zwar in die Bibel eingegangenen, aber doch nicht eigentlich heilsgeschichtlichen Kern scheiden von rein theologischen Einteilungen der Geschichte, wie sie Augustin etwa bevorzugte, dem die weltgeschichtlichen Epochen dann doch zu Anhängseln verblassen; es würden in der Nachbarschaft noch andere Möglichkeiten, teils mehr biblisch-typologischen, teils mehr indifferenten Charakters auftauchen. Auch die Bewegung der Geschichte mit ihren Reichen, ihren Wissenschaften, selbst ihren religiösen Tendenzen vom Osten nach Westen würde eine Rolle spielen. Hier werden für einen Augenblick die zwei Dimensionen des Zeitbewußtseins sichtbar: einmal das chronologische Ermessen der Zeit und dann: die Bewertung der einzelnen Zeiträume. Beides läuft übrigens, zumal im Mittelalter, nicht unabhängig nebeneinander her. Eine nur abgemessene, wertfreie „Zeit“ hat es im historischen Bewußtsein wohl nie gegeben. Welche Systeme der Bewertung treten in unseren Gesichtskreis? das mythische oder philosophisch begründete Dekadenzschema; das christliche, heilsgeschichtliche Schema; beide können durch „humanistische“, d. h. durch Bildungsideen, oder durch eschatologische Gedanken modifiziert werden. Auf der anderen Seite stünde das Fortschrittsschema, wiederum in sehr mannigfachen Formen von der Aufklärung zu Hegel oder Marx; es kümmert uns diesmal, da einer anderen Epoche angehörig, natürlich nicht. Jene Allegorie des Hieronymus aber mußte besonders da, wo man an das mittelalterliche Reich als an die Fortsetzung des römischen glaubte — Verbreitung und Bedeutung dieses Glaubens sollten aber nicht überschätzt werden — ihren besonderen Sinn haben: so lang es dauerte, währte mit ihm die irdische Welt und lag das eschatologische Geschehen noch in der Ferne.

So sorgte gewissermaßen die Theologie und sorgten Vorstellungen kosmischer Entwicklung, die sich mit ihr verbinden konnten, für die Deutung der Geschichte. Man sage nicht, daß sie nur ein blosses über die Dinge geworfenes Schema bot, das man für einzelnes nicht brauchen könne. Der

deutsche Chronist Otto von Freising, von dem eigentlich immer die Rede ist, wo es um mittelalterliche Geschichtschreibung geht — wir wollen ihn daher für diesmal in Ruhe lassen — er böte ein Zeugnis fürs Gegenteil, und mit welcher Leichtigkeit, soll man sagen Leichtfertigkeit, griff der virtuose Papst Innocenz III., als die Kreuzfahrer entgegen ihrer Pflicht Byzanz zerstörten und dort ihr lateinisches Kaiserreich aufbauten, aufs Buch Daniel und andre biblische Praefigurationen zurück, um nicht dieser Tat, wohl aber ihren Konsequenzen doch einen objektiven Sinn im Ablauf der Geschichte zu geben.

Wie aber ist's mit dem „Verstehen“? Kann das Interpretieren ihres Verlaufes insgesamt immerhin von außerhalb der Geschichte kommen, — das Verständnis für ihre konkreten Erscheinungen, etwa für das Königtum, das Recht, die freien Künste, die Kirche, — mußte es nicht immanent entwickelt werden? Wie z. B. die *regna* oder die *artes* von einem zum anderen übertragen wurden, kann theologisch oder mythisch erklärt werden; aber wie Königreiche oder Wissenschaften oder kirchliche Institutionen aussahen, wie sie sich verhielten — das zeigt sich nur in der Geschichte selber. Wie bewältigt die mittelalterliche Historiographie diese Aufgabe? Oder darf man so fürs Mittelalter nicht fragen? Sind das „verbotene“, weil modernisierende Kategorien? Ist die Ausbreitung des Stoffes nur vom lokalen oder sozialen Interesse des Autors bestimmt und wird ganz einfach um so schütterer, je weiter weg von ihm sich die Dinge verlaufen? Dann würde man also vergebens nach der Gestalt ausschauen, die der historische Stoff annehmen würde. Versuchen wir's trotzdem.

II.

In der Historiographie des 12. Jahrhunderts sind drei große Themen beispielhaft bewältigt worden: Papsttum; Staat; Kreuzzüge. Anders ausgedrückt: die kirchliche und die saekulare Welt — nicht in ganz scharfer Scheidung natürlich, sondern schwerpunktmäßig — und die neue, beide umgreifende Bewegung. Das erste Stichwort führt noch einmal zurück zu Johannes von Salisbury. Das Geschichtswerk, von dem wir vorhin sprachen, heißt im Sinne des Autors, wenn auch nicht von ihm so überschrieben — es hat keinen Titel — *historia pontificalis*⁴. Päpste oder Papsttum? Die Geschichte der Päpste im mehr biographischen Sinn hatte in langer Tradition schon ihren Typ, ihr Profil gefunden. Aber aus Papstviten erwächst noch keine Geschichte der Sache selber mit ihrer universalen Wirksamkeit und ihrer immer gefährdeten, immer neu zu begründenden Stellung in der Welt. Nicht als wäre das

⁴ Seine *Historia pontificalis* ist am leichtesten zugänglich in der Ausgabe von M. Chibnall (englisch und lateinisch), London 1956. Vgl. bes. den Prolog und Seite 27 ff., 43 ff.

im 12. Jahrhundert restlos gelungen — bis heute sind alle Geschichten des Papsttums entweder Kompendien oder Fragmente — aber wir danken dem Johannes von Salisbury den ersten derartigen Ansatz. Viel gefeiert hat man ihn nicht; seinen Ruhm haben andere Werke begründet; er selber hat das Buch unvollendet liegen lassen, es gibt nur eine einzige Handschrift. Und es behandelt bloß ein paar Jahre eines einzigen Papstes, Eugens III., der ein Zeitgenosse Bernhards von Clairvaux war. Ist da unsere Behauptung nicht etwas kühn? Was ist das Besondere, der Unterschied zu den gewohnten Papstvitien oder Annalen? Um es vorweg zu sagen: seine ganz unkonventionelle Offenheit gegenüber dem universalen Bereich des päpstlichen Arbeitsfeldes, ohne daß aber der Eindruck, daß es sich um diesen päpstlichen Wirkungsbereich handelt, jemals verloren ginge. Theoretisch ausgedrückt also ein neues Prinzip der Selektion. Wir begeben uns mitten hinein. Ein Konzil in Reims, der Papst ist anwesend. Es bekämpfen sich die theologischen Lehren in ihren größten Vertretern. Die Kontrastierung der beiden führenden Theologen — Bernhard ist natürlich der eine, der andre heißt diesmal Gilbert von Poitiers, ein Lehrer des Johannes, — ist deswegen vielleicht ein Gipfel der Porträtkunst im lateinischen Mittelalter, weil beide auftreten, wie sie gerade von ihren Problemen herkommen, gleichsam mit den Spuren ihres geistigen Ringens noch auf den Gesichtern.

Gilbert ist ganz er selber nur, wenn er in der Bewegung der Diskussion ist, daher möchte man ihn immer so erleben — *velles semper esse commotum* — dann klärt er die Dinge auf und reißt die Menschen mit. Wir sind in der Geburtszeit der Universität Paris und Johannes hat in einem anderen Werk auch den Gang der Wissenschaften gleichsam abgebildet.

Von da zurück in die Papstgeschichte. Man hat einen Augenblick vergessen, daß es Papst Eugen selber war, der in jener dogmatischen Streitfrage entschieden hatte. Selbstverständlich? Immerhin hatten einige geglaubt, den Papst vor der geistigen Übermacht seines Ordensbruders Bernhard schützen zu müssen. Nun verläßt er Reims: die Nachricht vom Désastre des Kreuzzuges hat ihn getroffen. Fürchtet er Unruhen in Frankreich? Auch in Italien finden wir ihn beladen mit Geschäften — meist so, daß die Sachen in den Vordergrund treten. Es genügt, daß man weiß: es sind die Dinge, die den Papst angehen: englische, französische, italienische Angelegenheiten, solche aus Irland und aus Antiochia. Es ist schon der Papst, dem Bernhard zurief: du mit deinen Geschäften, wann betest du eigentlich noch? Und doch nicht nur der kirchenpolitische Geschäftsmann. Eine dogmatisch-ideelle, eine kanonistische, eine politische Komponente läßt sich dem Bild, das Johannes entwirft, entnehmen. War die Ideengeschichte im Konzil konzentriert und zusammengerafft, so werden die vereinzelt Dinge der Kirchenpolitik mosaikartig nebeneinandergesetzt in vielleicht nur vorläufiger Ordnung des Fragmentes, aber wo man sich ins Detail zu verlieren droht, erinnert wohl ein „*auuctoritate papae*“ oder erinnert gar eine direkte Rede des Papstes über Rechte der römischen Kirche auf einmal daran, wo die Mitte all dieser Ge-

schäfte zu suchen ist. Unbedroht ist diese Autorität nie, und auch nicht so selbstverständlich, daß nicht ein ketzerischer Gegner mit seinen Argumenten gegen die verlotterte Kurie und dem Gewicht seiner eignen moralischen Untadeligkeit zu Wort käme, und auch der Papst selber wird gelegentlich kritisch an den Aufgaben des Amtes gemessen: deutlich, dennoch mit vorsichtiger Psychologie.

III.

Unser zweites Stichwort hieß Staat. Wir kümmern uns jetzt nicht um terminologische Streitigkeiten: daß der mittelalterliche Staat nicht mit den Kategorien des modernen beurteilt werden kann, sondern ganz anders strukturiert war, braucht beim heutigen Forschungsstand nicht mehr erwiesen zu werden.

Anregend scheint mir in unserem Zusammenhang der Gedankengang eines Soziologen, der dem Historiker auch sonst einiges zu bieten vermag, wie überhaupt Soziologie und Historie auch außerhalb der neuesten Geschichte enger zusammenarbeiten sollten, als sie es, einander skeptisch gegenüberstehend, in Deutschland wenigstens heute tun. Ich meine eine Bemerkung von Karl Mannheim, worin er andere und eigene Erkenntnisse zusammenfaßt; er spricht im Sinne Max Webers von den verschiedenen Sphären, in die die einzelnen Gebilde, mit denen es Historiker zu tun haben, gehören: solche, die nur als Gestalten beschrieben und nicht in eine Perspektive des Fortschritts gebracht werden können, wie z. B. Dichtung oder Religion; andere, die wie Philosophien dialektisch aufgehoben werden können durch neue Systeme mit einem anderen Mittelpunkt und schließlich Gebilde, wie die Technik, die mit dem Begriff des Fortschritts erfaßt und so beurteilt werden müssen. Und er weist darauf hin, daß die einzelnen Gebilde nicht stets, für alle Zeiten in dieselbe Sphäre gehören. „Der Staat z. B. war in gewissen Epochen ein weitgehend seelisch-kulturelles Gebilde... dies schließt nicht aus, daß er in anderen Epochen mehr in die rein zivilisatorische Sphäre“ — er meint die, in der der Begriff Fortschritt seinen Sinn hat — „zu rücken vermag“. So weit Mannheim⁵. Im 12. Jahrhundert läßt sich nun sehr deutlich zeigen — nicht ein solcher Übergang in toto, aber doch eine Entwicklung, die dem Staat *neben* seinem auf den charismatischen König und den schützenden Heiligen verweisenden Charakter als ein weiteres, wesentliches Element und nicht bloß akzidentiell, auch einen in solchem Sinne zivilisatorisch-rationalen Zug verleiht. Alles, was mit der Technik der Macht zusammenhängt, gehört hierher und ist ganz anders als ein charismatisches Königtum,

⁵ Karl Mannheim: eine leicht zugängliche repräsentative Auswahl aus seinen Werken in: Soziologische Texte (hrsg. Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg) Bd. 28, Wissenssoziologie, eingele. und hrsg. Kurt H. Wolff, 1964, hier bes. S. 295.

das man nur beschreiben kann, dem Werturteil wachsender Vervollkommnung oder rückläufiger Bewegung unterworfen. Für den Modellfall, den ich im Auge habe, heißt der König Ludwig VI. und VII. von Frankreich; der Heilige über ihm: Dionysius; der Mann aber, der jenen rationalen Zug beschreibt und daneben stellt, Suger, Abt von St. Denis⁶. Johannes von Salisbury kannte ihn. Er regierte Frankreich, als der König auf dem Kreuzzug abwesend war. Er war ein homo politicus. Als solcher schrieb er Geschichte. Zwar im Rahmen einer Königsbiographie, dennoch über die Person hinaus vom Königtum, — wenig später nur als Johannes seine historia pontificalis. Sein König, Ludwig VI. im Glanz alter oder erneuerter weltlicher und kirchlicher Tradition — Charlemagne und St. Denis! — bald zu einem Ausbund ritterlicher Tugenden herangewachsen, beschenkt alle, oratores, die Männer der Kirche, laboratores, Bauern, pauperes, die Armen, mit lang ersehntem Frieden und Recht. Aber sein Alltag sieht anders aus. Wir werden auf einen engen und nüchternen Schauplatz geführt. Kreuzzug, Kurie, tota Francia, Kampf gegen das Reich — für Suger natürlich nur „aliud regnum“ — all das bleibt nicht aus, aber es sind nur Fenster, durch die man eine weitere Landschaft erblickt. Worauf's hauptsächlich ankommt, ist der Bezirk zwischen Loire, Seine, Aisne und Epte; dort stehen die ungestraft trotzenden Burgen der unbotmäßigen Barone; sie zu brechen, „die verruchten und verbrecherischen Schlösser“, ist die königliche Aufgabe. Wiederherstellung des Rechtes? Gewiß. Zuerst kommt immer der lehnrechtliche Prozeß, denn des Königs Machtgrundlage ist das lehnrechtliche System. Aber weigert sich der Lehnsmann vor Gericht zu erscheinen, kommt die Gewalt. Und wie sie kommt! Es gibt wohl kein Geschichtsbuch des 12. Jahrhunderts, in dem sich die Ausdrücke für Haß, Wut, Vernichtung mehr häufen als in der Darstellung dieses Abtes. Aber all das gehört, wenn auch mit ungewöhnlicher Intensität, zur ritterlichen und feudalen Welt, mag auch Sugers unbedingte Parteinahme für den König durch seine eigene, nichtritterliche Herkunft erleichtert worden sein. Der König ist oberster Lehns Herr seiner Ritter und wo er mehr ist als das, ist er's als Wahrer des mit kirchlicher Hilfe gebotenen Friedens, ist es im Zeichen des Hl. Dionysius und des alten fränkischen Rechtes. Aber es tritt anderes hinzu: Sugers Ideal lag jenseits des Kanals. Wenn er einen außer seinem eignen Herrn bewundert hat, dann Heinrich I. von England. Der besuchte auch einmal seine gefährdeten normannischen Gebiete, kam also in Sugers Gesichtskreis. Kurz ehe er zu schreiben begonnen hatte,

⁶ Suger v. St. Denis: auch er nichtadliger, sogar ärmlicher Herkunft, geb. um 1080. — Im Kl. St. Denis Bekanntschaft mit dem späteren König Ludwig VI.; 1122 Abt v. St. Denis. — Vita Ludwigs VI. in den Vierziger Jahren. Ein Leben Ludwigs VII. bleibt fragmentarisch. Ausgabe, französisch und lateinisch: H. Waquet, Les classiques de l'histoire de France au moyen age, Vita Ludovici grossi regis, Paris 1929. Hier bes. wichtig: S. 16 ff. (Schlösser des Adels) und wiederum 28 ff. und 30 ff.; 98 ff. Heinrich I.; 218 ff. (Dionysius).

war eine Prophezeiung, angeblich eines alten Barden, verbreitet worden. In ihr war nicht nur in biblischen Worten die Rede von einem brüllenden Löwen, vor dem in Gallien alle Türme zittern, den alle Drachen auf der Insel fürchten würden, sondern auch davon, daß zu seiner Zeit Gold von der Lilie und von der Brennessel gewonnen würde und Silber aus den Klauen der Schreienden. Die Deutung bei Suger: der Fall auch der festesten Burgen der Normandie und ihre Gewinnung durch den König, ihre Unterwerfung. Wohlgemerkt — da ist nicht von Lehnprozessen die Rede, sondern von der Eroberung eines Landes. Und Gold aus Lilien und Nesseln? Steuer von den Geistlichen wie von den Weltlichen — „damit, wie der König allen nütze, ihm auch von allen gedient würde. Sicherer nämlich ist es, daß einer, damit er alle verteidige, auch von allen etwas habe, als daß aus Mangel durch einen alle verderben.“ Auf dieses wiederholte Wort „alle“ kommt es an. Sie merken den Kontrast zu jenem regnum, zu dessen Führung sich der König als Lehnsmann des heiligen Dionysius dessen Fahne vom Altar holt und zu jenem System der Macht aus Lehnburgen: hier eine, dazwischen wieder Land und Burg eines anderen Herrn, dann vielleicht wieder ein Burgbezirk eignen Lehnrechtes, dessen Nutzen im Ernstfall von der Treue des Mannes abhing — nun aber ist die Rede von einem geschlossenen Raum und einer allgemeinen Steuer, die Kirche einbeziehend. Ein bloßes Mittel, werden Sie einwenden. Aber seine Anwendung ist begründet mit dem Schutzverhältnis zwischen dem König und dem Land, einer sittlichen Idee also, so daß die Steuer mithin nicht bloß technisches Machtmittel, um einen einheitlichen Verband zu schaffen, sondern konkretes Zeichen für eine andere Auffassung der res publica wird; dazu paßt übrigens ein äußerst scharfer Blick Sugers für eine günstige geopolitische Struktur des Staatsraumes. Es gibt noch keine Geschichte des geopolitischen Bewußtseins im Mittelalter. In ihr müßte Suger seinen Platz erhalten.

Jenes erste Element: König — Sankt Dionysius — Carolus magnus ließ sich nur in seinem Wesen beschreiben; man konnte von ihm abfallen, konnte es verkümmern lassen, wie es schließlich geschah, indem man ihm das Wirkungsfeld wegnahm, nicht aber in seiner Ausgestaltung sehr wesentlich fortschreiten. In diesem anderen aber, das sich bei Suger jedenfalls andeutet, fängt eine Möglichkeit des Fortschreitens vom Einfachen zum Komplizierten, von einzelnen Punkten zum System an, zumal wenn diese Besteueren und Beschützten zu Partnern des Königs wurden. In Sugers Geschichtsschreibung bilden die Komponenten eine Einheit. Im Gang der Entwicklung aber scheiden sich beide Elemente und schließlich wird nur das rationale, um mit Mannheim zu reden, das zivilisatorische Element, indem es mehr und mehr von der Funktion zum Wesen aufsteigt, allein übrig bleiben und auch Staatsphilosophie und -sittlichkeit bestimmen. — Das Phänomen, das Suger im Auge hat, taucht freilich im 12. Jahrhundert hier und dort auf. Die verhältnismäßig starke Bewußtheit aber, mit der er sich ausdrückt, und darauf kommt es uns an, wird zu jener Zeit wenig Parallelen haben.

IV.

Der König „schützt und schätzt“ Lilie und Nessel. Staat und Kirche sind Objekte seiner Herrschaft, die ihrerseits wieder ins Sakrale hineinreicht. Dagegen aus gemeinsamer Aktivität aller weltlichen und geistlichen Kräfte erwuchs der Kreuzzug.

Wie zeigt sich das in der Struktur der Kreuzzugsgeschichte? Aus was für Elementen ist sie gebaut, muß sie vielleicht gebaut sein? Das Leitwort, das sich bei einigen Autoren jedenfalls fast ein wenig aufdringlich wiederholt — ich fasse jetzt nur die Anfänge der Bewegung ins Auge: novus, neu — nova militia oder: eine neue Art, das ewige Heil zu erringen, dieses Wort zeigt offenbar eine Modifizierung des Zeitbewußtseins an. Dieses Neue trennt mit seiner Dynamik Gegenwart und Vergangenheit und zeigt auf die Zukunft hin. Sind die drei Zeitdimensionen naturgemäß stets verbunden, wo es um Geschichte geht — denn jede verweist auf die andere — so wurde vorhin dieser Sachverhalt doch nicht so deutlich. Das hängt damit zusammen, daß gerade die bewußt erfahrene Synthese der beiden Welten der „Lilie“ und der „Nessel“ im neuen Ideal des kreuzfahrenden Ritters, sogar in neuen Organisationen geistlicher Ritterorden, eben dieses Neue erst sinnfällig darstellte. Das Handwerk des Kriegers unters Kreuz gestellt; aber nicht nur ein Zusammenwachsen der ritterlichen und der kirchlichen Welt, sondern auch ein Heranführen nichtritterlicher Schichten an dieses kriegerische Kreuz: kamen die einen von der militia, so die anderen aus der Tradition der Pilgerfahrt zum Heiligen Grab. Ihnen war schwer anzugewöhnen, daß sie gegen die Türken etwas anderes brauchten als Pilgerstab und -ranzen. Damit verbunden auch eine ungewohnte Einigung aller christlichen Völker und Sprachen unterm gleichen Zeichen — den „ersten Schritt in der Richtung auf eine ‚Uniform‘“ hat ein moderner Historiker (Carl Erdmann) darin gesehen und so, ob bewußt oder nicht, auch das Erschreckende der Erscheinung, unheimlich nicht erst für uns, sondern auch für manche Zeitgenossen, mit getroffen. Schon hier wird ersichtlich, daß diese neue Erscheinung, qualitativ die Beseitigung aller Hierarchie bis in die oberste Spitze — unerhört für ein so hierarchisch denkendes Zeitalter, nur Christus war Führer! — quantitativ eine ungeahnte Zusammenballung von Massen, ein soziales Phänomen also auf jeden Fall, von den Chronisten neue Ausdrucksmittel verlangte sowohl für's Massenhafte wie für die Uniformität. Freilich: die neue Gleichheit war ein Überwurf, darunter mußten die alten, festen Strukturen wohl bleiben. Schon dieses notwendige Mißverhältnis war der Boden für manche Kritik. — Über all dem Neuen vergaß man die weiter zurückreichenden Wurzeln des Kreuzzuges fast ganz. Eigentlich war es nur einer Legende, auch sie erst im 12. Jahrhundert voll ausgebildet, erlaubt, die Tradition zu vertreten: der Geschichte von Karls des Gr. Heerfahrt ins Heilige Land. Die Bewegungsrichtung freilich, der Weg in die Zukunft, wurde religiös gesehen, wenn ich unter dem Wort Theologie, eschatologische Tradition

und volkstümlich-Legendäres zusammenfassen darf — mit einer stets fließenden Grenze zum Aberglauben hin. Das Unternehmen, von Wundern, Zeichen und Prophetie von Anfang an begleitet, wird so aus dem Säkularen herausgeführt, zumal von denen, die in einer neuen, christlichen terra sancta, dem Ziel der Kreuzzüge, so etwas wie eine Voraussetzung für das Weltende und Vorspiel eschatologischen Geschehens sahen, das man fürchten, das man aber auch, in Verzückung oft, begrüßen konnte. Was ist die Konsequenz aus alledem? Das politische Handeln bekam einen neuen Sinn. Was war es sonst in mittelalterlicher Deutung? Immer die Wiederherstellung eines gestörten Rechtszustandes, Ruhezustandes. Das galt gewiß auch für den Kreuzzug: das Heilige Grab in den Händen der Ungläubigen; ja mancher forderte sogar Sühne für den Tod Christi. Wesentlicher aber was nun hinzutritt: das politische Handeln als eine Vorbereitung auf die Wiederkunft Christi. Freilich: die „Zukunft“, die auf diese Weise am Rande sichtbar wird und alles Geschehen in ihren Bann zieht, ist nicht mehr, was wir drunter verstehen müssen, ein Stück Zeit, sondern außerhalb, jenseits von ihr. Und war daher dazu geeignet, das faktische Geschehen zu entwerten. Diese Welt des Geschehens aber war gerade damals viel zu reich an Realität, um nicht Widerstand gegen ihre Auflösung zu leisten. In ungeahnter Intensität tritt neben das Uniforme und das Massenhafte — und ihre jeweiligen Gegengewichte, die „Obstruktion“ dagegen, nun das Fremde, Andere, die Welt des Islam. Der Verfasser der ersten lateinischen Geschichte des Islam, die leider verloren ist, war ein Kreuzzugshistoriker, Wilhelm von Tyrus. — Wir sagten: „und die jeweiligen Gegengewichte“. Denn dieses Fremde, Andere, war zugleich das Verwandte: dank der beide Welten umspannenden ritterlichen Kultur. Wieder geht es darum, welchen Ausdruck diese, in Umrissen wohl auch dem Nichthistoriker bekannte Tatsache in der Historiographie findet. „Meine Gunst und mein Abscheu“ so versichert ein Darsteller des ersten Kreuzzuges, sind natürlich von christlicher Tradition bestimmt. Auf die Veritas aber, die ich darzustellen habe, — wir übersetzen wohl hier besser: Wirklichkeit statt Wahrheit — darf das keinen Einfluß haben. Wie kommt der Mann, ein französischer Erzbischof — Balderich ⁷ hieß er und war von Dôl — auf diese zunächst überraschende Scheidung? Weil der Affekt das exakte Verstehen hemmt? Ja und Nein. Es steckt keine theoretische Überlegung dahinter. Sondern wiederum eine soziale.

⁷ Balderich v. Dôl, geb. in der Nähe v. Orléans, nichtadliger Herkunft. 1107 Erzbischof von Dôl (Bretagne). Bedeutender lat. Dichter. — *Historia Hierosolymitana*, Alterswerk, Bearbeitung einer älteren, in „barbarischem“ Latein gehaltenen Darstellung. Ausg.: *Recueil des Historiens des Croisades*, publié par l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres, *Historiens occidentaux IV*, Paris 1879 und: Migne, *Patrologia Latina*, 166, Spalte 1057—1152. — Hier bes.: 1063 (Salustii et Cicerones); 1064 (veritas); 1086 (Türken).

Im Affekt würde man den Gegner, den gleichfalls ritterlichen, herabsetzen und damit auch sich selber: was wär's für eine Leistung, über einen minderwertigen Feind zu siegen? Vielmehr sind diese Türken Leute voll List und Tapferkeit, denen „nur“ der rechte Glaube fehlt. Die Literaturhistoriker unter Ihnen wissen, welche Rolle dergleichen auch in der Dichtung spielt. Schon waren einige „Genealogen“ so weit, den Türken die Ehre eines gemeinsamen Stammbaumes mit den Franken zu erweisen — die aristokratische Form der Annäherung. Wenn die Bekehrung als Beweis dafür, daß sie aus demselben Holz geschnitzt waren wie die Christen, dazukäme, warum eigentlich nicht? Aber diese Vorbedingung blieb leider aus. Selbst in die rein moralische Sorge, der christliche Affekt könne heuchlerisch die eigenen Fehler, zumal das Prahlen mit dem Kreuzeszeichen statt der Demut, vertuschen, spielt das Ritterliche hinein: denn, so meint wieder Balderich von Döl, nur die Plebs, die Masse verirrt sich so weit, von der sich die Ritter somit absetzen.

Während die eigentlich kirchliche Historiographie den christlichen Affekt nahezu fordert (diese Forderung hat eine sehr interessante Geschichte, die uns hier aber nicht aufhalten darf), wird offenbar unter dem Aspekt vorwiegend ritterlichen Selbstbewußtseins der Ratio im Sinne der stoischen Leidenschaftslosigkeit ein Bezirk der Wirklichkeitsschilderung frei gehalten, dem die christliche Gefühlswelt allenfalls gewisse Grenzen setzt, in den sie aber nicht eindringen darf. Freilich ist's eine Wirklichkeit, die in allem sprühenden Leben dennoch mehr einem Teppichgewebe gleicht, dem die Vielheit der Dimensionen fehlt — weil nicht eigentlich nach dem gefragt wird, gefragt werden kann, was wir historische Ursachen nennen. Darin steckt noch kein Werturteil — Wertung ist ein weites Feld — nur das Andersartige soll angedeutet sein. Ich übergehe, daß dennoch, auch in diesem Bereich der Veritas für den modernen Geschmack die Substanz der Wirklichkeit geschmälert wird. Mittelalterlich gesprochen sieht die Sache allerdings anders aus: die bloßen Fakten, wie sie wohl in alten „bäurisch“ geschriebenen Sammlungen vorliegen, werden erst lesbar gemacht für ein Publikum, das eine Masse „Salustii und Cicerones“ unter sich weiß. Und so kann die rhetorische Deklamation, Vergleich mit der antiken Welt, ja Übertrumpfen der homerischen Helden, auf lange Strecken die Ausbreitung der Wirklichkeit verdecken. Gewiß keine Spezialität der Kreuzzugshistorie, aber es trifft sich, daß der Gipfel der lateinischen Sprachkunst im Mittelalter in ihre Zeit fällt, und so ist's schon bemerkenswert, daß und wie sich diese lateinische Rhetorik der ritterlichen Ambitionen gerade in ihrem weitesten Wirkungsfeld annimmt, wenn auch das historische Interesse nichts Handhaftes gewinnt.

Ich bin am Schluß meiner Andeutungen. Und bin mir bewußt, daß der Beitrag des Historikers, sofern er sich auf Modelle einläßt, aus dem Rahmen, wenn auch nicht gerade aus der Rolle fällt. Denn er allein hat verstehend und auslegend zu fragen, in welcher Weise man Jahrhunderte vorher verstanden und ausgelegt hat. Und er tut dies, weil er überzeugt ist, daß er ohne diese weite Perspektive, in die er selber wiederum, auch als Objekt, hineingehört, weder sich noch andere versteht.